

Vorwort

„Worte sind Luft. Aber die Luft wird zum Wind, und Wind macht die Schiffe segeln.“ Schöner kann man die Macht und Magie der Worte nicht ausdrücken. Lessing verdeutlicht in diesem Zitat, dass Worte nicht nur aus Buchstaben bestehen, die sich in Schall und Rauch auflösen, sondern Bedeutungen enthalten, die unsere Gedanken und Wahrnehmungen der Welt prägen, unser Wollen und Hoffen beflügeln. Wenn Worte als bestimmte Sinnzusammenhänge bereits die Wirklichkeit formen, muss nicht entschieden werden, ob sie selbst Taten sind, jedenfalls lösen sie Taten aus. Darin liegt die Macht der Worte, darin liegt ihre Wirkung im Guten wie im Schlechten.

Die Prägung durch Begriffe erfolgt von frühester Kindheit an und ist vielen Einflüssen ausgesetzt. Neben der alltäglichen Verständigung im Elternhaus, in der Schule und unter Gleichaltrigen legt vor allem das Lesen den Grundstein für unsere Sicht auf Inhalte und Anschauungen. Die hier vorgelegte Zusammenstellung sprachlicher Ausdrucksweisen geht in ihren Anfängen zurück auf die frühe Lektüre von Comic-Geschichten. Vor allem die Abenteuer von Micky Maus und Donald Duck haben von Jugend auf das Interesse an der Vielfalt und Farbigkeit der deutschen Sprache geweckt. Da die Sprechblasen zu knappen Texten zwingen, sind sie eine sprudelnde Quelle sprichwörtlicher Verdichtungen und lautmalerischer Wörter. Niemand hat die Kunst lakonischer Sprachmittel grandioser beherrscht als die Übersetzerin Erika Fuchs, die dem trockenen Humor von Carl Barks, dem amerikanischen Mit-Erfinder der Duck-Familie, die kongeniale deutsche Stimme gab. In dieser Stimme entfaltet sich neben spitzfindigem Witz ein Bildungspanorama, das in viele Bereiche der Kunst, Geschichte, Technik, aber auch der Moral, der Zeitkritik und des Jugendjargons ausgreift. Wie ein roter Faden zieht sich der Entenhausen-Kosmos durch das Chaos der gesammelten Sprachwelten. Was auch immer über die Jahre hinweg die sprachliche Aufmerksamkeit auf sich zog, wurde in Zettelkästen notiert. Erst von beruflichen Pflichten befreit, fand sich Zeit, die angehäuften

Ausbeute zu sichten. Der Versuch, den Flickenteppich nach Themenschwerpunkten zu gliedern, ist bald aufgegeben worden. Am Ende ist das Bemühen um eine Systematisierung nicht über die Ordnung, die das Alphabet zur Verfügung stellt, hinausgekommen.

Inhaltlich stehen Redensarten, Sprichwörter, halb vergessene und zusammengesetzte Worte, Umgangssprachliches, Wissenswertes sowie Aphorismen und Zitate im Vordergrund. In ihnen bildet sich ein breites Spektrum einprägsamer Bilder und gehaltvoller Bedeutungen ab, die einen Großteil unserer Gedankenwelt und Kommunikation ausmachen. Bei den Redensarten und Redewendungen geht es um eine feststehende Verbindung von Wörtern, die flexibel in die verschiedensten Sätze eingebaut werden können und erst dadurch einen bestimmten Sinn erhalten. Oft fehlt ihnen das Subjekt wie bei den Beispielen „im Trüben fischen“, „Wink mit dem Zaunpfahl“ oder „ins Gras beißen“. Demgegenüber sind Sprichwörter durch vollständige, regelmäßig knappe Sätze gekennzeichnet. Sie drücken in prägnanter Weise eine Lebensregel, Weisheit oder gesellschaftliche Erfahrung aus und lassen sich nur in einer geschlossenen Form als Satz verwenden. Typische Wendungen sind: „Wer im Glashauss sitzt, soll nicht mit Steinen werfen“, „Ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn“, „Schönheit liegt im Auge des Betrachters“. Gemeinsam sind beiden Ausdrucksformen die Merkmale der Bildlichkeit, Formelhaftigkeit und überwiegend auch der generellen Gültigkeit. Sie sind fest in der Alltagssprache verankert und werden in ihrer Bedeutung allgemein verstanden. Für die Aufnahme nichtdeutscher Begriffe (z. B. „a priori“) oder Zitate (z. B. von Shakespeare, Mark Twain) war Voraussetzung, dass diese im deutschen Sprachkreis eine Heimstatt gefunden haben.

Ein besonderes Augenmerk gilt den zusammengesetzten Wörtern. Es handelt sich bei diesen Doppelwörtern („Komposita“, „Kofferworte“) um eine weitgehend auf den deutschen Sprachraum beschränkte Eigenart, die der Sprache Vielfalt und Farbe verleiht.

Sie ermöglicht es, verschiedene Substantive oder Silben zu kombinieren und daraus neue Begriffe mit selbständigen Bedeutungen zu schaffen. Aus „Kind“ und „Garten“ entsteht die in 40 Sprachen übernommene Sprachschöpfung „Kindergarten“, in der die Erziehung von Kindern mit der Pflege von Blumen verglichen wird. „Mutterboden“ verbindet das Mütterliche mit der Fruchtbarkeit der Erde. Überliefert sind für eine Geliebte die ausdrucksvollen Bezeichnungen „Mannräuschlein“, „Vielliebchen“. Goethe ließ der Lust an Wortketten freien Lauf, als er in dem Drama „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“ das Wort „Liebeshimelswonnewarm“ erfand. An Anschaulichkeit kaum zu übertreffen ist „Hingabe“, ein Wort, das sowohl ein rückhaltloses Sich-Hingeben an eine Person als auch eine leidenschaftliche Beteiligung an einer Sache beschreibt. Zu den Glanzstücken deutscher Wortgirlanden, die in andere Sprachen kaum übersetzbar sind, zählen des Weiteren „Sehnsucht“, „Wehmut“, „Wegzehrung“, „Sanftmut“, „Saumseligkeit“, „Kleinod“, „Habseligkeiten“, „Augenweide“, „Geborgenheit“, „Gemütsruhe“, „Betthupferl“, „Vertrauensseligkeit“, „Werdegang“, „Zeitgeist“. Es dürfte unschwer zu erkennen sein, dass diese ineinander übergehenden Wortverschmelzungen nicht nur eine tiefe Aussagekraft besitzen, ihnen wohnt auch ein schöner, behutsamer, feierlicher Klang inne. Die Leichtigkeit, mit der Substantive zusammengefasst werden können, vermag andererseits wahre Wortungetüme, sogenannte „Bandwurmwörter“, hervorzubringen. Beispielhaft sei der Wortsalat „Verkehrsinfrastrukturfinanzierungsgesellschaft“ genannt. Als Produzenten solch abstoßender Sprachgebilde haben sich vor allem Wissenschaft, Verwaltung und Gesetzgebung nicht mit Ruhm bekleckert.

Einzelwörter und Doppelwörter sind aufgenommen, sofern es von Interesse schien, auf ihre umgangssprachliche sowie übertragene Bedeutung oder auf ihre Wurzeln einzugehen. Die Wahl fiel dabei nicht selten auf Wörter, die im Laufe der Zeit eine Inhaltsänderung erfahren haben. Der Wandel des Sinngehalts vollzog sich häufig schleichend von einer ursprünglich positiven oder neutralen Beschreibung zu einer negativen Zuschreibung. So versteht man heutzutage unter

„Gesindel“ einen vermeintlich lichtscheuen, heruntergekommenen Menschenschlag. Das Wort stammt jedoch von „Gesinde“ ab, mit dem man „Gefolge“, „Weggefährte“ oder „eine zum Haushalt gehörende Person“ beschrieb. Ebenso schlecht erging es dem Wort „Volk“, das eine mitleiderregende Abwärtsbewegung von der Kennzeichnung für eine Gruppe von Menschen mit kulturellen Gemeinsamkeiten („populus“) hin zur unkultivierten Unterschicht, zum Pöbel durchlief. Wenn in der Politik von „Leuten in der Fläche“, die man „mitnehmen“ müsse, gesprochen wird, hallt noch der herablassende und distanzierende Blick auf das „Volk“ nach. Der Allerweltsname „Meier“ leitet sich ab vom angesehenen „major domus“, dem Verwalter eines Gutsherrn oder dem Vorsteher der Dienerschaft, und steht nunmehr pars pro toto für eine beliebige unbeachtete Person, die mit dem Verb „meiern“ zudem mit „Betrug“ und „Betrügen“ in Verbindung gebracht wird. „Gift“, das ursprünglich noch „Gabe“, „Geschenk“ bedeutete, verwandelte sich im Neuhochdeutschen in eine „schädliche, tödliche Gabe“. Übel mitgespielt wurde auch dem „Hagestolz“, der als kauziger eingefleischter Junggeselle gilt. Unter „Hag“ verstand man ursprünglich eine kleine Hofstelle, deren Ertrag nicht für die Ernährung einer Familie ausreichte. Das Schicksal des Kleinbauern war also nicht aus freien Stücken gewählt. Die Bezeichnung „Armutszeugnis“, die früher den behördlich beglaubigten Anspruch auf Armenrecht bündelte, verdrehte sich in den Nachweis persönlicher Unfähigkeit oder Untauglichkeit.

Von der Spirale abwertender Zuschreibungen sind in hohem Maß Frauen erfasst. „Schreckschraube“ kommt vom Verb „schrecken“, das noch in „Heuschrecke“ vorkommt und früher eine weibliche Person meinte, die „auf dem Sprung“ ist, weil sie erschrak. Später kam es zu einer Umkehr. Aus der schreckhaften, „springenden“ Frau ist eine zänkische, böartige Frau geworden, die ein Schrecken für andere ist. Im 19. Jahrhundert stand „Schlampe“ oder „Schlumpfe“ lediglich für ein schlotteriges Kleidungsstück, worauf das Pejorativ für eine ungepflegte weibliche Person mit einem anrüchigen Lebensstil basiert. „Frauenzimmer“ bezeichnete zunächst die Gemächer einer höhergestellten Frau;

alsdann wurde daraus eine abfällige Zuschreibung. Das Arsenal abschätziger, oft auf Tiervergleichen beruhender Bezeichnungen scheint unerschöpflich; beispielhaft herausgegriffen etwa „Hausdrache, Spinatwachtel, Ziege, Eule, Schnepfe, Gans, Schabracke, Schrulle, Schickse, Schachtel, Schnalle“. Angemerkt sei, dass die Zuschreibung auch die umgekehrte Richtung vom Negativen zum Positiven nehmen kann. So erlebt die wenig geschätzte „Ratte“ in der „Leserratte“ und „Wasserratte“ eine erfreuliche Wandlung. Die Thematik der Bedeutungsänderungen und ihrer geschichtlichen Hintergründe harrt in weiten Teilen noch der Aufarbeitung.

Mit einiger Sicherheit kann jedoch gesagt werden, dass der Sinngehalt eines Begriffs und seine dem Zeitgeist geschuldeten Verfärbungen immer das Resultat einer kulturellen, wirtschaftlichen, geistigen oder politischen Änderung sind. Die exakte Benennung der historischen Gründe für den Vorgang des Bedeutungswechsels dürfte im Einzelfall schwierig sein. Ein aufschlussreiches Beispiel ist das Wort „Schalk“, das im Verlauf der Jahrhunderte dreimal umgedeutet wurde. Im Althochdeutschen des 8. Jahrhunderts stand „scalc“ für Knecht, Diener, Untertan; das Wort war in Zusammensetzungen wie „seniscalc“ (Seneschall) und „mariscalc“ (Marschall) gebräuchlich. Im Mittelhochdeutschen des 12. bis 15. Jahrhunderts galt der Ausdruck für einen arglistigen Menschen. Um 1800 fand der Wandel vom hinterlistigen, mit böser Absicht Handelnden zum heute gebräuchlichen „Spötter, Schelm, Spaßvogel“ statt. Wer will entscheiden, welche Antriebe aus dem „Untertan“ einen boshaften Charakter und schließlich einen launigen Spötter machte, dem „der Schalk im Nacken sitzt“? Auch die Herleitung des Begriffs „scalc“ aus dem lateinischen „scalcius“ (barfüßig) oder „scalciatus“ (barhäuptig) hilft nicht weiter. Man könnte noch verstehen, wenn sich die Stimmung des „barfüßigen Knechtes“ zunehmend verschlechtert, aber warum sollte sie sich bei gleichbleibenden Umständen wieder aufhellen? Weshalb sich der „Banause“, der im griechischen Altertum noch ein ehrbarer Handwerker („banausos“) war, in einen gemeinen, vulgären, dem Geistigen abholden Menschen verwandelte, bleibt wohl ebenfalls im Dunkel der Geschichte verborgen.

Dennoch gibt die Herkunft (Etymologie) oft Aufschluss über die Bildung und den Inhalt von Begriffen und Redensarten. Als herausragender Spender von eingängigen Wortschöpfungen gilt nach wie vor das Mittelalter. Aus den Bereichen des Militärischen, des Handwerks, der Jagd, des Turnierkampfes, der Gerichtsbarkeit und der Frömmigkeit haben sich viele Sprüche bis in die Gegenwart als lebendiges Sprachgut gerettet. Fast jedem sind Redewendungen geläufig wie „etwas im Schilde führen“, „im Stich lassen“, „jemanden ausstechen“, „einen Strauß ausfechten“, „unter der Fuchtel stehen“. Viele Wörter aus dem Umfeld der Kriegsführung und Waffen (etwa Schlacht, Gefecht, Scharmützel, Granate, Bombe, Kanone, Artillerie, Hinterhalt) und Zusammensetzungen wie Grabenkampf, Kanonenfutter, Sportskanone, Schlachtplan, Feldschlacht, später auch Sexbombe, werden nach wie vor verwendet. „Blau sein“ geht auf die Färberzunft zurück. Für die Farbgewinnung benötigte man Alkohol; da er aber teuer war, wählte man den „Umweg“ über die Färber, die den ganzen Tag Bier tranken und dann in den Bottich urinierten. Die Bedeutung des Religiösen spiegelt sich unter anderem in zahlreichen Hüllwörtern, die stellvertretend für „Gott“ benutzt wurden, dessen Name nicht ausgesprochen werden sollte. So kam es bei Ausdrücken des Erstaunens zu „mein lieber Schwan“, „ach du heiliger Bimbam“, „mein lieber Herr“, „meine Güte“, „ach du heiliger Strohsack“, „Potz Blitz“, später zu „mein lieber Scholli“, „mein lieber Herr Gesangsverein“. Die Scheu, den Teufel direkt zu benennen, drückt sich ebenfalls in einer Reihe von Verhüllungen aus. An seine Stelle traten schlecht beleumundete Tiere wie der Kuckuck, der Geier und das Eichhörnchen: „Der Kuckuck soll dich holen“, „weiß der Kuckuck“, „zum Kuckuck“, „zum Geier“ oder „einen Pferdefuß haben“. Herhalten musste auch der wenig angesehene Scharfrichter, der mittelalterliche „Hänger“ oder „Schinder“, der das Stichwort für den Fluch „zum Henker“ oder für die Verneinungsformel „weiß der Henker“ gab.

Überhaupt ist die mittelalterliche Rechtspflege eine unerschöpfliche Fundgrube von Ausdrücken über Gerichtsverfahren und Strafprozeduren, deren langer Schatten bis heute unser Vokabular speist. So fristet der

Galgen sein Dasein weiterhin in einer Reihe von leicht beschönigenden Doppelwörtern, die den Vorgang des Erhängens nicht allzu ernst nehmen: „Galgenhumor“, „Galgenschwengel“, „Galgenvogel“, „Galgenstrick“, „Galgenfrist“, „Galgenmännchen“. Die Wendung „am Pranger stehen“ ist noch immer allgegenwärtig. Sie bezieht sich auf den Schandpfahl, an dem die Verurteilten auf einem öffentlichen Platz zur Schau gestellt und damit dem Hohn und der Verachtung der Passanten preisgegeben wurden. Ab dem 13. Jahrhundert fand der Pranger weite Verbreitung; er zielte als Strafe in erster Linie nicht mehr auf die Beeinträchtigung des Körpers oder der Freiheit, sondern auf die Ehre. Die Moderne hat die Methode der öffentlichen Vorführung trotz der Ächtung des Prangers in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht abgeschafft, sondern nur neu erfunden. Sie bedient sich zeitgemäßer Schauplätze wie der Printmedien oder des Internets, in denen tatsächliche oder vermeintliche Kriminelle oft mit Bild oder Angabe des Namens aller Welt ausgeliefert werden. In den USA veröffentlichen Behörden offiziell Listen von entlassenen Straftätern („sex offender registries“), die unter anderem darauf abzielen, Scham zu erzeugen („shaming punishments“). Die überall verbreitete Bloßstellung im Internet ist in ihrer Wirkung, die Betroffenen mit Schande zu überziehen, nicht zu übertreffen. In Deutschland wurden von Landesämtern Verstöße gegen das Lebensmittelrecht online mit Klarnamen und Anschrift der „Übeltäter“ bekannt gegeben; nach solch einer „Anprangerung“ sieht ein Gastronom seine Gäste kaum je wieder.

Die deutsche Sprache greift nicht nur auf das mittelalterliche Füllhorn zurück, sondern in hohem Maße auch auf antike Wissensbestände, die historische Ereignisse und literarische Erzeugnisse ebenso umspannen wie Mythen und Sagen. Deren Abglanz strahlt in zahlreichen Sprichwörtern noch bis in unsere Tage. Nicht mehr wegzudenken sind zum Beispiel die vielen Redensarten und Anspielungen, die auf Tierfabeln und ihren Urvater Äsop (um 600 v. Chr.) zurückgehen: „Schlau wie ein Fuchs“, „Wolf im Schafspelz“, „Sich mit fremden Federn schmücken“, „Sich den Löwenanteil sichern“ oder „Die Trauben hängen zu hoch“. In diesen

von Phaedras, Jean de La Fontaine und Lessing wieder aufgegriffenen Fabeln treten Tiere als Verkörperung menschlicher Eigenschaften und Schwächen wie Neid, Dummheit, Geiz, Eitelkeit, Habsucht auf. Man ist unwillkürlich an die Umtriebe der Duck-Familie in Entenhausen erinnert. Massenhaft Sprichwörtliches schenken der deutschen Sprache zudem Gleichnisse des Alten und Neuen Testaments, das römische Recht sowie griechische und lateinische Autoren, deren Sentenzen zu Quellen moralischer Lehren und philosophischer Erkenntnisse wurden. Die Zeit bleibt nicht stehen. Daher nehmen in der Sammlung auch in der Alltagssprache verwendete Titel von Filmen, Theaterstücken und Romanen, Gedichtzeilen sowie Ausdrücke der Jugendsprache und des Jargons ihren gebührenden Raum ein.

In jüngerer Zeit sind es vor allem obszöne, vulgäre und diffamierende Worte, die man vermeiden und durch Euphemismen ersetzen will. Beim „Armleuchter“ handelt es sich um einen Ausdruck der Soldatensprache, der das ähnlich anlautende „Arschloch“ verdrängen soll. Der verächtliche Ausdruck „Du kannst mich am Arsch lecken“ hat eine ganze Gruppe von Varianten zum Zweck der Verhüllung und Abmilderung herausgebildet: „Du kannst mich mal (gern haben)“, „Du kannst mich kreuzweise“, „Du kannst mir mal im Mondschein begegnen“, „Du kannst mir den Buckel runterrutschen“, „Du kannst mir den Hobel blasen“. „Scheibenhonig“ und „Scheibenkleister“ treten für „Scheiße“ auf. Das Wort „Toilette“ genießt in der Öffentlichkeit gleichfalls keinen guten Ruf. In Kaufhäusern soll bei Durchsagen die Zahl 17 verwendet worden sein: „Frau Meyer auf 17“. Damit wurde in verdeckter Form ausgedrückt, dass sich Frau Meyer auf der Toilette befindet und sich eine Nachbarabteilung um ihre Aufgabe kümmern soll. Als Toilettensymbol kam die Zahl 17 deshalb in Betracht, weil sie bei enger Schreibung der beiden Ziffern wie eine Kloschüssel von der Seite aussieht. Formeln wie „vom anderen Ufer“, „von der anderen Fakultät“ deuten darauf hin, dass man auf eindeutige Begriffe wie „schwul“ oder „lesbisch“ verzichten will. Der womöglich gut gemeinte „Ausweg“ zur Vermeidung diskriminierender Begrifflichkeit hat aber nur die Tür zu Metaphern aufgestoßen, die sich für

Ausgrenzung besonders gut eignen, weil sie das Nicht-dazugehören bildlich hervorheben. Das „andere Ufer“ liegt in einem fernen Land und die „andere Fakultät“ unterstreicht mit der lateinischen Bedeutung „*facultas*“, dass der/die Gemeinte nicht die „Befähigung“ besitzt, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Im Bereich der Aufspürung und Sanktionierung sprachlicher Übergriffe ist allerdings die Gefahr groß, dass das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Der eingebürgerte, inzwischen verpönte Begriff „Schwarzfahren“ dürfte kaum das Potential zur Verbreitung rassistischer Vorurteile besitzen. „Schwarzmalerei“ war noch nie ein guter Ratgeber der Aufklärung.

Als Sprachlieferant des deutschen Alltagswortschatzes bedarf das Jiddische einer eigenen Hervorhebung. Das auch „Jüdischdeutsch“ oder „Judendeutsch“ genannte Jiddisch (wörtlich „jüdisch“) ist eine aus dem Mittelhochdeutschen hervorgegangene westgermanische Sprache, die zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert im Südwesten Deutschlands entstand. Da Juden in Ghettos wohnen mussten, mischten sich dort die hebräische und deutsche Sprache zu einem Dialekt. Als ein Großteil der europäischen Juden infolge des Antijudaismus und massiver Verfolgung vorwiegend ins östliche Europa übersiedelte, nahm das Jiddisch auch Wörter aus slawischen Sprachen auf. In der Gegenwart ist Jiddisch eine Volkssprache ohne Land, die überall in der Welt gesprochen wird. Ihre Spuren finden sich in zahlreichen Begriffen, die im Deutschen oft einen unschönen Klang angenommen haben. So kommt „Mischpoke“ von „*mischpocho*“ und heißt einfach nur Familie. „Mauschelei“ geht auf „*mossele*, *mauschele*“ zurück und meint „in der Sprache Moses sprechen“, eine Sprache, die für andere nicht verständlich ist. „Malochen“ ist hergeleitet aus dem hebräischen Wort „*mal-ochnen*“, was lediglich „arbeiten“ und nicht – wie die deutsche Eintrübung – „hart arbeiten“, „schuften“ oder „ochsen“ bedeutet. Das Wort „Masche“, das im Deutschen den Inhalten von „Trick“, „Kunstgriff“, „listiges Manöver“ entspricht, fußt auf „*mezio*“, das ursprünglich bloß „Gewinn, Lösung“ bedeutete. Das jiddische Wort „*rewach*“ steht für „Nutzen“ oder „Zins“, während die deutsche Abwandlung „Reibach machen“ eher auf

einen manipulativ erzielten, überhöhten Gewinn abstellt. Das Verb „schachern“, unter dem wir „feilschen“, „gewinnorientiertes, unlauteres Verhalten“ verstehen, ist von „sachen“ entlehnt und heißt im Hebräischen weiter nichts als „Handel treiben“. „Zocken“ wird im übertragenen Sinne für „hartnäckiges, kleinliches Verhandeln“, auch für „hoch riskantes Verhalten“ gebraucht; im jiddischen „*zschoken*“ geht es mit „spielen“ vergleichsweise harmlos zu.

Die Erklärung für die im Deutschen häufige Verschlechterung der jiddischen Lesart liefert – abgesehen von der ohnehin vorhandenen antisemitischen Grundströmung – das „Rotwelsch“, ein Dialekt, der von gesellschaftlichen Randgruppen des späten Mittelalters gesprochen wurde. Das Wort „welsch“ (eigentlich „romanisch“) soll die übertragenen Bedeutungen „fremdartig“, „unverständliche Sprache“ (siehe „Kauderwelsch“) haben. Der Bestandteil „rot“ wird mit dem rotwelschen Wort für „Bettler“ oder mit dem niederländischen „rot“ für „faul, schmutzig“ in Verbindung gebracht. Die Gründe für den Gebrauch des Rotwelsch ergeben sich aus der Sonderstellung der sozial Ausgegrenzten und ihrem damit einhergehenden Bedürfnis, sich gegen Außenstehende abzuschirmen und die eigene Verständigung, die eigene Identität durch einen vereinbarten Code mit festgelegten Bedeutungen zu sichern. Warum es im Rotwelsch einen hohen Anteil an jiddischen Lehnwörtern gibt, erklärt sich daraus, dass die Juden im Mittelalter von den meisten ehrlichen Berufen ausgeschlossen waren und deshalb einen gewissen Teil der fahrenden Händler und Hausierer stellten. Der gemeinsame sozialgeschichtliche Hintergrund führte demnach von früh auf zu einer engen Verbindung der nichtsesshaft lebenden Menschen. So kam es nicht nur zu einer wechselseitigen Beeinflussung und Überschneidung der Sprachen, sondern auch dazu, dass das in Deutschland wieder beheimatete Jiddisch – angereichert und gefiltert durch Anleihen aus der rotwelschen Geheimsprache – eine mit der ursprünglichen Bedeutung unvereinbare negative Schattierung bekam, die in vielen Lehnwörtern zu spüren ist.

Den Entschluss, zusätzlich „Gedankensplitter“ (Zitate, Aphorismen) aufzunehmen, erleichterte die

Überlegung, dass diese zwar ebenso wie Sprichwörter Lebensweisheiten und Erfahrungen vermitteln, sie als subjektive Meinungen der Autoren aber pointierter auf den Punkt bringen. Bereits die Aphorismen über Aphorismen sind gelungene Belege für den virtuellen Umgang mit knappen und treffend formulierten Sprachbildern: „Ein guter Aphorismus ist die Weisheit eines ganzen Buches in einem einzigen Satz“ (Theodor Fontane); „Aphorismus ist das kleinstmögliche Ganze“ (Robert Musil); „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette“ (Marie von Ebner-Eschenbach). Neben der Kürze des Ausdrucks gehört zu den bevorzugten Bauprinzipien dieser eigenständigen Prosagattung die Antithese; beispielhaft bei Hippokrates und Schiller: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang“; „Der Wahn ist kurz, die Reue ist lang“. Häufig führt bildliches Verlängern von antithetischen Wendungen zu paradoxen Aussagen: „Mit dem Band, das ihre Herzen binden sollte, haben sie ihren Frieden stranguliert“ (Lichtenberg). Verbindet sich das Paradoxon mit Humor, Augenzwinkern und ein bisschen Bosheit, dann entfaltet der Aphorismus seinen ganzen unwiderstehlichen Charme. Um einige Kostproben von Großmeistern auf diesem Gebiet zu geben: „Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten“ (Karl Kraus); „Wenn Wahlen etwas ändern würden, wären sie verboten“ (Kurt Tucholsky); „Wenn alle Stricke reißen, häng’ ich mich auf“ (Johann Nestroy); „Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen“ (Karl Valentin); „Wer bei meiner Beerdigung weint, mit dem red’ ich kein Wort mehr“ (Stan Laurel); „Unser Sommer ist ein grün angestrichener Winter“ (Heinrich Heine); „Nicht jeder, der nach Indien fährt, entdeckt Amerika“ (Erich Kästner); „Ich kann allem widerstehen, nur nicht der Versuchung“ (Oscar Wilde); „Bildung ist das, was übrigbleibt, wenn der letzte Dollar weg ist“ (Mark Twain). Nicht zu vergessen sind Doppeldeutigkeit und Selbstironie, die dem Aphorismus oft erst seine Würze verleihen, zum Beispiel: „Analphabeten müssen diktieren“ (Stanisław Jerzy Lec); „Bei jeder Streitfrage gibt es zwei Standpunkte: Meinen und den falschen“ (Voltaire); „Ich würde nie einem Verein beitreten, der mich aufnehmen würde“ (Groucho Marx).

Das im Untertitel genannte Wort „Streifzug“ soll mögliche Erwartungen an präzise Definitionen oder wissenschaftlich begründete Herkunftserklärungen dämpfen. Bei dem hier vorgestellten Konvolut an Wörtern und Textfragmenten handelt es sich weder um ein auf Vollständigkeit bedachtes Sachbuch noch um ein themenzentriertes Nachschlagewerk oder ein umfassendes Lexikon. Die wörtliche Auslegung des Begriffs „Streifzug“ deutet vielmehr an, worin das Anliegen besteht: Der Leser wird zu einem Erkundungsgang eingeladen, auf dessen Gelände ihm Bekanntes und Unbekanntes, Heiteres und Beschwerliches, Nachdenkenswertes und Kurioses begegnet. Ohne eine bestimmte Zielsetzung, allein geleitet durch die Ordnung des Alphabets, möge er durch den Zauberwald der deutschen Sprache flanieren und dabei vergleichbar dem Durchstreifen des bauerlichen Blumengartens ein wunderliches Chaos vorfinden. Es dürfte gerade der Reiz des zufällig Zusammengeführten sein, der die bunte Vielfalt der Sprache zum Leuchten bringt, Neugierde weckt und die Lust nach mehr hervorlockt. In diesem Sinne mag sich der fernöstliche Spruch bewahrheiten, dass der Weg das Ziel ist. Vielleicht aber lieben wir das Chaos deshalb, weil in uns das übergeordnete Ziel keine Ruhe gibt, Ordnung zu schaffen.

Mit „Streifzug“ wird in übertragener Bedeutung zugleich eine kursorische Darlegung bezeichnet. Wenn man sich die Breite und Tiefe, mit der die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an ihrem Wörterbuch gearbeitet haben, vor Augen hält, dann sind die hier vorgelegten Erläuterungen und Herkunftserklärungen mit dem Wort „kursorisch“ gut bedient. Wie beim römischen Läufer („cursor“), der raschen Schrittes seine Umgebung nur ausschnittsweise wahrnimmt, ist auch hier der Blick an keiner Stelle auf das Ganze möglicher Erklärungen gerichtet. Es bleibt stets bei Annäherungen, die das volle Spektrum der Begriffs- und Ursprungsdeutungen nicht ausloten können. Mit Irrtümern und Missverständnissen ist daher zu rechnen. Obwohl sich der eilige Überblick naturgemäß mit der Oberfläche begnügen muss, ist an ihn doch die Erwartung geknüpft, dass er Anstöße zu einer weiteren und tiefergehenden Beschäftigung mit dem deutschen Wortschatz gibt.

Bei Goethe findet sich Zuversichtliches zur Möglichkeit sprachlicher Verständigung: „Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit, und was uns einigt, das sind Worte.“ Jacob Grimm pflichtet ihm bei: „Was haben wir denn Gemeinsames als unsere Sprache und Literatur.“ Beide betonen die einigende Kraft der Sprache und der Worte. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Gegen Goethe ließe sich einwenden, dass die Sprache zu unserer Wirklichkeit gehört und eben deshalb auch ein spaltendes Potential besitzt. Jacob Grimm nutzt in seinem selbstbeschwörenden Satz die Sprache als politisches Mittel im Kampf um einen deutschen Nationalstaat. Ihm wäre entgegenzuhalten, dass die Kleinstaaterie seit Jahrhunderten bestand, ohne dass die Gemeinsamkeit der Sprache daran etwas geändert hätte. Es kann also nicht allein um die Existenz einer bestimmten Sprache als solche gehen; nahe liegt es, die

Wirkung der Worte in den Möglichkeiten ihrer Interpretation und in ihrem Gebrauch zu suchen. Worte verbinden also nur, wo es eine gemeinsame Wellenlänge gibt. Seit jeher wird an vielen Fronten um die Deutungshoheit über Worte und ihre Verwendungen. Hierbei scheint immer mal wieder „Diabolos“ (griechisch in der Bedeutung von „Wortverdrehen, Durcheinanderwerfen, Verwirren“) seine Hand im Spiel zu haben. Damit in diesem Kampf um Worte nicht Belieblichkeit die Oberhand gewinnt, ist es von Nöten, den Begriffen wieder die Eignung zur Unterscheidung zurückzugewinnen. In diesem Bemühen geht kein Weg daran vorbei, sich auf die Historie, die umgangssprachliche Bedeutung, den Gebrauchskontext und den von der Sprachgemeinschaft geteilten Inhalt der Worte zu besinnen. Wenn das Wort seine Bedeutung verliert, regieren Willkür und Unfreiheit.

A

- * **A und O.** Bekannt durch das Bibelwort: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr“ (Offenbarung 1,8). Geht zurück auf das griechische Alphabet, das beginnt mit Alpha (A) und endet mit Omega (O). Heute umgangssprachlich: das Wesentliche, bleibend Gültige.
- * **AA machen.** Notdurft verrichten. „Aa“ seit dem Beginn des 18. Jhs. bezeugter kindersprachlicher Ausdruck für Kot. Dazu Grimms Wörterbuch: „... ein uraltes wort, dem nur zeugnisse abgehn, anständiger als die gemeinen ausdrücke koth oder dreck, jetzt aber nur wenn mit kindern oder vertraulich gesprochen wird im gebrauch: das ist aa! aa machen“.
- * **Aalen in der Sonne.** Faulenzen; in der Sonne ausstrecken. „Aalen“ = sich winden wie ein Aal; Zeichen des Wohlbefindens.
- * **Ab durch die Mitte.** Umgangssprachlich: Schnell fort! Lasst uns verschwinden! Marsch! Die Herkunft wird meist der Theatersprache zugeschrieben als Regieanweisung für den kürzesten Weg von der Bühne. Eine andere Erklärung verortet die Wendung primär beim „Spießrutenlauf“ im militärischen Bereich. Danach wurde mit diesem Ruf der Soldat mitten durch eine Doppelreihe von mit Ruten bewaffneten Soldaten getrieben (Wiktionary).
- * **Ab einem gewissen Alter tut auch die Freude weh.** (Charlie Chaplin)
- * **Ab geht die Post.** Die Redensart spiegelt das perfekte Postsystem, das vom bayerischen Fürstenhaus Thurn und Taxis von 1490 bis 1866 aufgebaut wurde. Heute steht sie für „vorwärts“, „lasst uns verschwinden“.
- * **Ab in die Falle.** Ins Bett gehen; sich schlafen legen. Nach einer Mutmaßung kommt der Begriff „Falle“ von der „Wanzenfalle“, einer klebrigen Fläche, auf der Wanzen kleben bleiben. Solche Fallen standen früher oft in Bettnähe, was zu der Assoziation „ich hau mich in die Falle“ (wie eine Wanze) geführt haben soll. Später ist dann irgendwann die Befehlsform „Ab in die Falle!“ entstanden.
- * **Ab nach Kassel.** Bezieht sich nach einer Version auf Kaiser Napoleon III., der nach der Gefangennahme bei Sedan 1870 einige Zeit in Kassel arrestiert war. Nach einer anderen Überlieferung bezieht sich die Redewendung auf den Landgrafen von Hessen-Kassel, der Landeskinder an die britische Krone vermietete, die als Söldner im amerikanischen Freiheitskampf eingesetzt wurden. Sammelstation war Kassel.
- * **Ab und an.** Gelegentlich; von Zeit zu Zeit; unterschiedlich häufig; mehr oder weniger; ab und zu
- * **Abartig.** Von der Norm abweichend; aus der Art geschlagen. Mittelhochdeutsch „art“ = Veranlagung, Abstammung, Wesen, Beschaffenheit, Eigentümlichkeit. In der übertragenen Form meist in negativ bewertetem, stigmatisierendem Sinne gebraucht. Das Bedeutungsspektrum reicht von „abweichend“ bis „pervers“ und „entartet“.
- * **ABC-Schützen.** Schulanfänger. Die Bezeichnung stammt daher, dass die Schüler nun das ABC (Alphabet) lernen. Der Name Alphabet geht auf die ersten beiden Buchstaben des griechischen Schriftsystems zurück: Alpha und Beta. Der Wortbestandteil „Schütze“ könnte vom lateinischen „tiro“ = Anfänger, Rekrut kommen. Das Wort wurde mit dem lateinischen Verb „tirare“ = schießen in Verbindung gebracht.
- * **(Einen) Abbeißen.** Berliner Jargon: Alkohol trinken, saufen
- * **Abberufen.** Zum Zweck der Amtsenthebung oder der Versetzung jemanden von seinem Posten zurückrufen. Verhüllend: Sterben, in die Ewigkeit abberufen werden.
- * **Abbild.** Genaue Wiedergabe, Verhältnis zwischen Urbild und Abbild, zwischen Aussage und Beschreibung eines Sachverhalts. Bilderverbote (im sog. „Bilderstreit“) zielen darauf ab, Abbilder des Göttlichen zu verhindern.
- * **Abblasen.** Etwas durch Blasen entfernen. Im übertragenen Sinn: Etwas absagen, abbrechen, absetzen. Die übertragene Bedeutung kommt von der Jägersprache: Durch Hornsignale das Ende der Jagd ankündigen (16. Jh.).
- * **Abblitzen lassen.** Jemanden abweisen; eine Abfuhr erteilen. Stammt ursprünglich aus dem Missgeschick beim Waffengebrauch, wobei die Lunte abbrennt, ohne dass die Schussabgabe erfolgt.
- * **Abbürsten.** Mit der Bürste säubern; jemanden stark zu rechtweisen, tadeln, schelten
- * **Abdanken.** Von einem hohen Amt zurücktreten; Herrschaftsverzicht, Rücktritt. Oft verbunden mit Abschiedsritualen, die Versöhnungscharakter tragen.

- * **Abdrücken.** Umgangssprachlich: Jemanden umarmen; Geld zahlen, bewegen
- * **Abendbrot.** Da viele Menschen mittags warm in der Kantine aßen, gab es am Abend dann oft Brot mit Wurst, Käse, Radieschen und Gurken.
- * **Abenddämmerung.** „Bürgerliche“, „nautische“ und „astronomische“ Dämmerung. 31 Minuten nach Sonnenuntergang endet die bürgerliche Dämmerung; weitere 37 Minuten später geht die nautische Dämmerung in die astronomische über; weitere 38 Minuten später ist auch diese zu Ende. Eine Stunde und 46 Minuten nach Sonnenuntergang ist es finstere Nacht.
- * **Abendfüllend.** Darbietung, die den gesamten oder zumindest einen Großteil des Abends ausfüllt. Übertragen: Ausgedehnt, ausufernd, ausschweifend, langatmig.
- * **Abendland.** Die westliche, alte Welt; Europa; Okzident. Der Begriff ergab sich aus der antiken und mittelalterlichen Vorstellung von Europa als dem westlichsten, der untergehenden Sonne am nächsten gelegenen Erdteil.
- * **Abends werden die Bürgersteige hochgeklappt.** Keine Möglichkeit, abends noch etwas zu unternehmen. Stammt vermutlich aus jener Zeit, als die Straßen voller Dreck und Kot waren. Um trockenen Fußes gehen zu können, wurden „Gehsteige“ errichtet, die man zum Trocknen und Säubern über Nacht hochstellte.
- * **Abendstille überall.** „... Nur am Bach die Nachtigall singt ihre Weise, klagend und leise, durch das Tal.“ Kanon des dänischen Bischofs Hardenack Otto Laub (1805-1982).
- * **Abenteuer.** Kommt vom lateinischen „adventura“ = Geschehen, Ereignis; „advenire“ = sich ereignen. Das Wort hatte früher verschiedene Bedeutungen: Geschick, Zufall, Risiko, Betrug. Heute steht das mit einer gefährlichen Situation verbundene außergewöhnliche, erregende Erlebnis im Vordergrund.
- * **Aber fragt mich nur nicht wie?** (Heinrich Heine, „Buch der Lieder“)
- * **Aber hallo!** Ausdruck der Anerkennung, der Zustimmung, der Bekräftigung: Aber sicher doch; absolut; darauf können Sie wetten. Auch Ausdruck der Entrüstung: Wie bitte?
- * **Aber so was von!** Bekräftigende Antwort: bestimmt, definitiv, allerdings, absolut
- * **Aber sonst bist du gesund!** Sagt man, wenn jemand etwas Unverständliches von sich gegeben hat; fragt man, wenn man Zweifel am geistigen Befinden des anderen hat. Lied von Jürgen von der Lippe.
- * **Aberglaube, abergläubisch.** Glaube an übernatürliche Kräfte und Wesen, an Hexerei und Talismane. Oft angewandt auf Glaubensformen, die nicht den „richtigen“ Lehrmeinungen angehören. Der Wortteil „aber“ bedeutet seit dem 16. Jh. „nach, wider, hinter“; später bezeichnete er das Gegenteil dessen, was der zweite Wortteil ausdrückte.
- * **Aberglaube ist das Kennzeichen eines schwachen Geistes.** (Honoré de Balzac)
- * **Aberwitz, aberwitzig.** Völliger Unsinn, Unsinnigkeit, Irrsinn. Mittelhochdeutsch „aberwize“ = Unverstand, Wahnsinn. „Aber“ also im Sinne des Gegenteils des im Grundwort genannten Begriffs.
- * **Abfällig reden.** Eine ablehnende Haltung zeigend; nur wenig wertschätzend; missbilligend; diskriminierend; pejorativ; verächtlich
- * **Abfertigen.** Übertragen: Abweisen, eine Abfuhr erteilen; unfreundlich behandeln
- * **Abflug, Abgang machen.** Umgangssprachlich: Sich entfernen; von einem Ort weggeben; verschwinden; sich abseilen; davonmachen
- * **Abfuhr erteilen.** Eine Bitte abschlagen; jemanden in einer Auseinandersetzung schlagen. Kommt aus der Studentensprache, wo der in der Mensur unterlegene „Paukant“ aus dem Saal „abgeführt“ wird.
- * **Abgang verschaffen.** Beim Abschluss einer Sache einen guten Eindruck hinterlassen. Gehört zur Bühnensprache und bezeichnet das Abtreten des Schauspielers von der Bühne nach erfolgreich gespielter Rolle, aber auch sein Ausscheiden aus dem Ensemble.
- * **Abgängig.** Amtssprache: Vermisst, verschwunden. Landschaftlich auch: Verbraucht, untauglich, überflüssig.
- * **Abgeblieben sein.** Umgangssprachlich: Sich an einem unbekannten Ort befinden; an einer bestimmten Stelle nicht aufgetaucht sein. Im Partizip auch: Verstorben sein; im Krieg geblieben.
- * **Abgeblitzt.** Jemand hat eine Abfuhr erhalten; wurde verschmäht, abgewimmelt